GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Let’s talk about : Utopien

Sanyal, Mithu M.

2018

https://doi.org/10.25595/2180

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sanyal, Mithu M.: *Let’s talk about : Utopien*, in: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2018) Nr: 43, 37–41. DOI: https://doi.org/10.25595/2180.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17185/DUEPUBLICO/72162

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Mithu Melanie Sanyal

Let's talk about: Utopien



Dr. Mithu Melanie Sanyal (Foto: Bettina Steinacker).

Ich möchte ein paar Visionen entwickeln, bei denen ich selbst noch keine genaue Vorstellung davon habe, wie man sie umsetzen könnte, die ich aber für wichtig halte, wenn wir unsere Gesellschaft nachhaltig verändern wollen. Nun kann ich nicht für alle Feminist*innen sprechen. Das wäre vermessen. Aber ich kann ein paar Vorschläge machen und Thesen aufstellen.

Meine erste These ist, dass die Feminismen zurzeit die erfolgreichste Bewegung für soziale Gerechtigkeit sind. Herzlichen Glückwunsch! Wer hätte das gedacht?

Meine zweite These ist, dass damit eine Verantwortung einhergeht. Wir können nicht mehr darauf hoffen, dass andere die Welt retten werden, deshalb müssen wir das machen. A Woman's work is never done. A Woman's?

Und damit wären wir bereits bei meinem dritten Punkt. Wenn die Feminismen die traditionelle Linke inzwischen an Einfluss überholt haben – und es ist fraglich, ob das wirklich so ist, aber nehmen wir das als Arbeitshypothese –, dann kann das politische Subjekt nicht mehr ausschließlich die Frau sein. Das war es natürlich nie. Die Frauenbewegung setzt sich gegen Rassismen ein und für Transrechte. Zumindest die Feministinnen, die nicht gegen Race als feministisches Thema sind, weil es von der „Frauenfrage" ablenke.

Die Inklusions- und Exklusionsdebatten entzünden sich aktuell an Sexarbeit (Sind Sexarbeiterinnen Teil des feministischen Subjekts, wenn sie Sexarbeiterinnen bleiben wollen?), Muslimas (Sind Muslimas Teil des feministischen Subjekts, wenn sie ein Kopftuch tragen wollen?) und vor allem an trans Frauen (Sind trans Frauen Teil des feministischen Subjekts?). Dabei ist interessant, dass mit einem Essentialismus argumentiert wird: Das feministische Subjekt sind Frauen. Gegnerinnen von trans Frauen bezeichnen diese als Männer, deshalb seien trans Frauen keine Frauen und damit nicht Teil des feministischen Subjekts. Das ist auf so vielen Ebenen absurd, angefangen bei der Frage: Wer hat die Definitionsgewalt? Ist es nicht Teil der feministischen Theorie gewesen, dass wir die Definitionsmacht über uns selbst (zurück)bekommen? Und wie können wir dann anderen Menschen diese Definitionsmacht über sich selbst absprechen? Aber auch: Wer hat festgelegt, dass das politische Subjekt des Feminismus ausschließlich Frauen sind? Das führt uns zu: Was ist mit Männern als politischem Subjekt des Feminismus? Aber lasst uns uns nicht direkt am Anfang entzweien. Deshalb spare ich mir die Männer für später auf.

Lasst uns statt dessen über die Liebe reden. Das ist meine Hauptthese: Wir brauchen Politics of Love! Was heißt das? Was ist Liebe? Und wo befindet sie sich in politischen Theorien? Wenn ich sage: Liebe deinen Feminismus wie dich selbst. Oder wie die Afroamerikaner*innen das noch sagen können und dürfen: I love my people! Wen liebe ich dann? Mit Sicherheit nicht alle einzelnen Frauen/Schwarzen/Menschen auf der Welt. Was ich meine ist, dass Liebe das organisierende Element unserer Interaktionen ist/sein sollte.

Lange hing neben meinem Bett ein Zitat von Gustaf Landauer: Die revolutionärste Handlung ist, die Menschen, die wir lieben, wertschätzend zu behandeln. Oder so ähnlich. Und warum ist Liebe so ein revolutionärer Akt? Weil das Erste, was man Menschen beibringt, die man kolonialisieren/unterdrücken/diskriminieren möchte, ist, dass sie nicht zu den liebenswerten Subjekten gehören, dass sie nicht zu den Subjekten gehören, die es wert sind, dass man Empathie für sie empfindet. Nicht zufällig ist eine Empfindung, die alle diskriminierten Gruppen (und Individuen) teilen, die, dass sie weniger wert sind als andere, genauer gesagt, weniger Liebe wert. Jemanden wie mich kann man nicht lieben, ist keine individuelle Aussage, die auf ein individuelles Problem verweist. Sie kann aber dazu werden, das ist das perfide daran. Doch das ist ein anderes Thema.

Zunächst einmal ist es ein strukturelles Problem. Wenn ich mich umsehe, habe ich total viele Freundinnen, die sich aus den unterschiedlichs-







Fotos: Bettina Steinacker.

ten Gründen nicht liebenswert fühlten, weil sie vermeintlich zu fett waren, „zu laut, zu leise, zu feministisch" (Laurie Penny). Und diese Angst, nicht geliebt zu werden, unglaublich viel dafür tun zu müssen, um Liebe zu erheischen, macht etwas mit uns. Übrigens ist das der Trick an Liebe, respektive Liebesentzug als politischer Waffe, dass es nicht um eine „reale" Bedrohung gehen muss, dass die Angst, Liebe zu verlieren/nie zu bekommen/weniger Liebe zu erhalten, bereits ausreicht, um Menschen psychisch und sogar physisch zu verkrüppeln. Bedeutsam für diese Liebesökonomie ist auch die vorauseilende Zuschreibung, wer die Macht hat, Liebe zu gewähren oder vorzuenthalten. In Bezug auf Gender wird sie gerne den Männern zugeschrieben. Der meint, ich bin es nicht wert, dass er mich liebevoll behandelt („If somebody doesn't fancy me, that is patriarchy", noch einmal Laurie Penny). Oder: Männer interessieren sich nicht für kluge/erfolgreiche/selbstbewusste Frauen. (Eine Aussage, die ich nicht nur in maskulinistischen Foren lese, sondern auch in feministischen. Als wäre es besonders sexy, dumm, eine Versagerin und ein Fußabtreter zu sein.) Es geht mir hier aber um Liebe als soziale Kraft, um Love Politics und nicht darum, wie ich einen Partner finden/halten/verwalten kann. Doch da das Persönliche politisch werden kann, geht es auch um die Auswirkungen von interpersoneller Liebe.

Liebe ist in unserer Gesellschaft nicht gleichmäßig verteilt. Liebe wird behandelt wie ein Privileg, deshalb haben sich auch so viele Leute die Hochzeit von Prinz Harry und Megan Markle angesehen. Dabei ist Liebe das Gegenteil von Privilegförmigkeit, wahre Liebe das Gegenteil von Liebe als Ware. Autoritäre Systeme wissen, sie müssen Liebe ursupieren, ihre Subjekte davon abhalten, sich selbst und sich gegenseitig zu lieben, und stattdessen deren Liebe auf eine abstrakte Liebe wie die Liebe für den König/Führer/Diktator umlenken. Denn Menschen, die sich wirklich lieben, leben breits eine utopische Gesellschaft, in der sie ihr Gegenüber als gleichwertig ansehen. Und eben das ist einer der revolutionärsten Akte: einer anderen Person auf Augenhöhe und mit Liebe zu begegnen. Die Sorge um das Wohlergehen eines anderen Menschen auf dieselbe Stufe zu stellen wie die Sorge um das eigene Wohlergehen. Liebe deinen Feminismus wie dich selbst.

Liebe ist Respekt, häufig über Geschlechtergrenzen hinweg. Menschen, die lieben, sind schwerer zu regieren/vom Staat zu manipulieren, sie sind

zufriedener und sie konsumieren weniger. Wir mögen zwar keine Politics of Love haben, aber wir leben in einer Culture of Hate. Dazu müssen wir uns nur die Nachrichten ansehen. Die Politiker sagen immer, dass wir offen/fair/tolerant sein sollten, dass der Islam zu Deutschland gehöre, während die gesamte gesellschaftliche Rhetorik jedoch das Gegenteil behauptet und auf Angst und Bedrohung ausgerichtet ist. Deshalb brauchen wir eine Rhetorik der Deeskalation, des Vertrauens. Ein konkretes Beispiel, wie das befördert werden könnte, sind Talkshows. Ich bin vor Kurzem zu einer Talkshow über #metoo eingeladen und in letzter Sekunde wieder ausgeladen worden, weil ich, Zitat, „nicht kontrovers genug" bin. „Sie sind eher so verbindend, nicht wahr, Frau Sanyal?" Also haben sie stattdessen Birgit Kelle in die Sendung geholt. Und ich kann mit all meiner uneingestandenen Schadenfreude erklären, dass die Show nicht sehr gut besucht war.

Warum erzähle ich also diese Geschichte? Weil ich zu mehr Talkshows eingeladen werden möchte? Das auch, aber in erster Linie, weil wir keine Talks sehen, sondern Showfights. Leute, die sich ihre unterschiedlichen Meinungen gegenseitig um die Ohren hauen, und am Ende geht das Publikum mit genau derselben Meinung nach Hause, die jede*r vorher schon hatte. Was haben wir dabei gelernt? Dass man seine Meinung verteidigen muss. Wie viel innovativer wären Paneldiskussionen, Talkshows, öffentliche Gespräche, in denen die Teilnehmenden versuchen, einander zu verstehen und in einen Kommunikationsprozess zu kommen, damit Menschen Kommunikationsskills lernen? Denn wenn es mir nur um das Kontroverse meines Standpunkts geht, habe ich dann wirklich jemanden überzeugt?

Und damit wären wir bei meinem nächsten Punkt: Redefreiheit. Was dürfen wir sagen? Was muss man doch noch mal sagen dürfen? Wo sind Gefühle, Befindlichkeiten, Verletzungen relevant genug, um einen Eingriff in die Redefreiheit zu rechtfertigen? Das beginnt bei einzelnen Worten, die bitte nicht verwendet werden sollen, aber nicht nur. (Sprache ist wichtig, weil Sprache das strukturiert, was für uns vorstellbar ist, aber gleichzeitig ist eine neue Sprache immer auch ein Ausschlussinstrument. Und ich weiß von Student*innen von mir, dass sie Angst haben, sich an bestimmten Diskursen zu beteiligen, weil sie die Lingua nicht beherrschen. Das darf nicht sein.) Ein Beispiel, weil das, wie ich weiß, der einen oder anderen bereits passiert ist, nämlich, dass uns vorgeworfen wird, transfeindlich zu sein, weil wir über Rechte für Transmenschen gesprochen haben. Ich habe das lange nicht verstanden, bis mir klar wurde, dass trans ein Adjektiv ist, es heißt also nicht Transmenschen, ein Wort, sondern trans Adjektiv und dann Mensch. Ich möchte ja auch nicht als Fraumensch bezeichnet werden oder als Mannmensch, denn ich bin ja Mensch – „unteilbar" – und dann bin ich noch ein spezifischer Mensch, cis weiblich, poc, Autorin und so weiter. Aber dadurch bin ich nicht weniger Mensch. Trans ist ein Adjektiv wie männlich oder weiblich und keine Präposition, weiblicher Mensch, männlicher Mensch, trans Mensch. Tut nicht weh. Und wie wurde mir das klar? Weil sich jemand die Zeit genommen hat, es mir freundlich zu erklären. Privilegien machen auch blind, zumindest an blinden Flecken.

Wir versuchen es wirklich. Aber wir lernen auch eine neue Sprache und werden Fehler machen. Und nur wenn wir Fehler machen dürfen, werden wir es wagen, diese neue Sprache auch anzuwenden, und nur wenn wir sie anwenden, können wir über diese ganzen wichtigen Themen reden. Bitte lasst uns also aus unseren Fehlern lernen und lasst uns uns gegenseitig vertrauen, dass wir diese Fehler nicht aus böser oder ignoranter Absicht machen. Ich kenne das, wenn ich immer wieder Erfahrungen mache, die nur ich mache, weil ich bin, wie ich bin, und Menschen erklären muss, die sind, wie sie sind, dass sie mir gerade massiv auf die Füße treten, wie ermüdend das ist, wie anstrengend und auslaugend. Vor allem weil Menschen in der Regel nicht offen und interessiert darauf reagieren, sondern sich in einer Form verteidigen („Das musst du so sehen!"), die die Verletzung, Falschidentifizierung noch vertieft.

Kübra Gümüsay hat das so wunderbar ausgedrückt: Es fehlt uns an einer Fehlerkultur. Wir stellen Menschen zu schnell an einen Identifikationspranger. Natürlich können wir einzelne Aussagen diskutieren oder auch kritisieren. Aber wir haben keine Kultur, aus unseren Fehlern zu lernen. Oder einfach nur mal nicht einer Meinung zu sein. In diesem Sinne haben wir zwar Debatten, aber keine Debattenkultur. Wir leben in einer Kultur, in der Bestrafen wichtiger ist als Veränderung. Doch die Forschung zeigt, dass die Dynamiken, die zu Empörung führen (Skandalisieren, Calling Out), nicht die gleichen sind wie die, die Veränderung auslösen (Calling In, gewaltfreie Kommunikation). Dysfunktionale Familien zeichnen sich nicht durch Gewalt aus, sondern durch Langeweile, weil alle Angst haben, einen Fehler zu machen. In funktionalen Familien können Leute an ihren Fehlern wachsen.

Ich muss jetzt nicht die ganze Kopftuchdebatte herunterbeten, weil ich ja wahrscheinlich zu Bekehrten predige. Aber was daran deutlich wird, ist ein sehr interessantes Dilemma. Diejenigen, die sich für ein Kopftuchverbot (in Deutschland, Frankreich, Großbritannien) oder ein Prostitu-

tionsverbot einsetzen, tun dies, weil sie „die Frau" als hilfloses fremdbestimmtes Objekt imaginieren, und zwar fremdbestimmt von Männern. Die Frau würde sich nie freiwillig dazu entscheiden, ein Kopftuch anzuziehen oder Sexarbeit zu machen, sie wird von Männern dazu gezwungen. Dadurch zwingen sie aber ihrerseits „die Frauen" in eben jenes fremdbestimmte Subjekt hinein. Was ist mit den Frauen, die sich aus freien Stücken entscheiden, ein Kopftuch zu tragen oder Sex gegen Geld anzubieten? Sie werden dafür geopfert, um den Opfer-Frauen zu helfen. Und damit haben wir einen Widerspruch.

Wir wollen Selbstbestimmung für Frauen (und alle weiteren Geschlechter), dem würde auch Alice Schwarzer zustimmen. Aber gleichzeitig macht dieser Feminismus keine Politik für sie. Ja, er grenzt sie aktiv aus. Was ist aber umgekehrt mit den Frauen, die tatsächlich gezwungen werden? Und niemand wird leugnen, dass es sie gibt. Verraten wir sie nicht, wenn wir nur Politik für die Selbstbestimmten machen? Was ist die Lösung?

Ganz konkret: Ich fände es schön, wenn wir aufhören würden, Sexualität und Weiblichkeit so zu essentialisieren. Der Gedanke, dass Sexualität das Gefährlichste ist, was einer Frau angetan werden kann, reduziert Frauen auf ihre Körper. Dabei ist Korporalität etwas, was alle Geschlechter betrifft und woran alle Geschlechter Anteil haben dürfen/müssen – und worauf kein Geschlecht beschränkt werden darf. Ich schreibe darüber aber auch, weil ich inzwischen den schleichenden Verdacht habe, dass wir damit von anderen Themen abgelenkt werden sollen. Lasst Frauen über Körper und Schönheitsideale und Sexualität reden, während wir ihnen gleichzeitig Jobsicherheit und politische Rechte und demokratische Freiheiten wegnehmen.

Und damit kommen wir zurück zur Liebe: Warum ist mir das Konzept der Liebe so wichtig? Weil es eine Erklärung/Lösung für lange schwelende Konflikte bietet. Wir können Menschen nicht einfach brutalisieren und abschlachten und im Mittelmeer ertrinken lassen und danach vergessen. Sie gehen nicht einfach weg. Es gibt bei den Aboriginees in Australien die Vorstellung, dass ein Mensch, wenn wir ihn töten, Anrecht auf unsere Seele hat, er kann dann sozusagen auf unserer Seele reiten. Ein Menschenbild, das auf Liebe basiert, wird eine andere politische Theorie und höchstwahrscheinlich auch eine andere politische Praxis hervorbringen als eines, das auf … okay, Hass ist jetzt ein wenig melodramatisch, aber wie wäre es mit einem Menschenbild, das auf der Idee von Kampf basiert. Oder wie es die Hollywood-Schauspielerin Rose MacGowan ausdrückt: „I scare because I care." Nein!

Apropos Hollywood: Vor dem Hintergrund, dass wir zurzeit die führende linke Bewegung sind, müssen wir das politische Subjekt des Feminismus auf alle Menschen erweitern, weil wir sonst keine linke Politik machen, sondern Interessenspolitik, weil wir sonst einen Lady-Gaga-Feminismus vertreten, der es ehrgeizigen Frauen leichter machen möchte, mehr Geld zu verdienen, und das war's. Doch dann müssen wir auch das politische Subjekt erweitern – und zwar auch auf Männer.

Ich glaube fest daran, dass das aus einer ganzen Reihe von Gründen wichtig ist, die direkt positive Auswirkungen auf Frauen haben: Wenn wir nur die Frauen aus dem Korsett des Geschlechts befreien, mit welchen anderen Menschen sollen sich diese Frauen dann die Welt teilen? Um unsere Geschlechterkultur wirklich zu verändern, müssen wir alle Menschen darin befreien. Aber auch wenn Frauen keinen direkten Vorteil davon hätten – und den haben wir –, müssen wir das feministische Subjekt erweitern: Weil es sonst einfach nicht fair ist. Das heißt natürlich nicht, dass alle Feminist*innen jetzt zu Männerthemen forschen müssen. Dürfen klar, aber nicht müssen. Ich kenne sehr viele feministische Männer, die beeindruckende Männer-/Genderarbeit leisten, und ich würde gerne einige von ihnen auf feministischen Konferenzen sehen, weil ich finde, dass wir unsere Ressourcen verbinden müssen.

Damit bin ich bei meinem vielleicht wichtigsten Punkt: Wenn wir Politik machen, dann muss diese den Gedanken an Versöhnung beinhalten, nachdem der politische Kampf beendet ist. Wenn sie kein Konzept von Verzeihen/Versöhnen haben, dann tendieren Revolutionen gegen echte Ungerechtigkeiten irgendwann dazu, in ein Fest der Vergeltung abzugleiten – und zwar gegen Schuldige und Unschuldige zugleich.

Und vor diesem Hintergrund möchte ich wieder auf die Love Politics zurückkommen. In den 1960er-Jahren war Liebe der Weg zur Revolution – make love, not war –, inzwischen gilt Liebe jedoch als Gegenteil davon, als Kapitalismus per excellence, als Warenförmigkeit von Begehren, und deswegen ist die Linke sehr vorsichtig in Bezug auf Liebe. Man kann beinahe von Berührungsängsten sprechen. Daraus resultiert ein fehlendes Konzept von Selbstliebe und Selfcare, das nicht sofort wieder in Konsumerismus umschlägt. Aber vor allem folgt daraus die Unmöglichkeit, utopisch zu denken. Denn für Utopien brauchen wir Liebe! Wir brauchen gesellschaftliche Gegenentwürfe, die über ein „Hört auf damit, sexistisch/rassistisch/etc. zu sein" hinausgehen. Wir brauchen übrigens auch wirtschaftliche Gegenentwürfe. Und zwar globale.

Wir haben historisch auf gesellschaftliche Repräsentation gesetzt, darauf, als Bürger*innen anerkannt zu werden, das heißt auf das Wahlrecht etc., in dem festen Glauben, dass dann alle anderen Rechte selbstverständlich folgen würden. So groß war unser Glaube an die Demokratie. Und so groß ist unser Vertrauensverlust, dass viele meiner Freund*innen gar nicht mehr wählen gehen – oder höchstens noch, um die AfD zu verhindern. Nach dem Motto: Wenn Wahlen etwas ändern würden, wären sie verboten. Dabei ist das Wahlrecht ein Recht, für das Frauen gestorben sind. Aber gleichzeitig wundert es mich auch nicht. Schließlich stimmten, als Syriza in Griechenland das Referendum zur Auteritätspolitik machte, zwei Drittel der Menschen dagegen, obwohl die Troika die Banken in Griechenland geschlossen und jede nur mögliche Form von Angststrategie angewendet hatte. Bei der Krisensitzung am nächsten Morgen schaute Wolfgang Schäuble, der damalige deutsche Finanzminister, den damaligen griechischen Finanzminister Yanis Varoufakis an und sagte den berühmten Satz: „Elections can not be allowed to change economic policy."

Wir haben beim Kampf um Repräsentation übersehen, auf eine Teilhabe an den Produktionsmitteln zu setzen. Beides ist wichtig und beides bedingt sich, wenn es erfolgreich sein soll. Und das ist jetzt meine letzte These: Wenn wir über Diskriminierung sprechen – auf dem Arbeitsmarkt, über Altersarmut, Care-Arbeit etc. –, verwechseln wir häufig Patriarchat und Kapitalismus. Nun gibt es eine Menge Überschneidungen zwischen P & K, aber wenn wir gesellschaftliche Verhältnisse verändern und neue Realitäten schaffen wollen, brauchen wir die richtige Analyse, um auch die richtigen Forderungen zu stellen.

Häufig fordern wir, dass Männer etwas abgeben sollen/Frauen nicht benachteiligt werden sollen, wenn wir es eigentlich mit Märkten zu tun haben, die auf Geschlecht pfeifen und nur auf Gewinnmaximierung setzen. Deshalb noch einmal zusammengefasst:

- Wir brauchen eine feministische Kapitalismuskritik, die nicht im Gestus der Kritik verbleibt, sondern Gegenentwürfe anbietet. Keine Ahnung, wie die aussehen sollen, ich werfe das nur in das morphische feministische Feld hier draußen. Aber wir brauchen sie dringend. In einem Satz: Wir müssen uns von einer feministischen Rhetorik verabschieden, die nur fordert, mehr Frauen in die DAX-Vorstände zu bekommen, wir müssen die DAX-Vorstände abschaffen.
- Wir brauchen eine Politik der Liebe. Im Kapitalismus sind die einzigen messbaren Werte ökonomische Werte (oder Statuswerte). Das sind natürlich nicht die einzigen Werte, wie wir alle wissen, aber wir können die anderen Werte nicht (er)messen. Deshalb brauchen wir ein Maß, ein Verständnis für diese anderen Werte. Wir brauchen eine faire Liebesökonomie, in der nicht Einzelne die Liebesarbeit anderer ausbeuten, weil sie ja freiwillig – sozusagen aus Liebe – vollbracht wird.
- Und wir brauchen Bildung über Liebe und soziale Liebesstrategien, wie Deeskalation, Empathie, Radical Happieness, gewaltfreie Kommunikation, Community of Memory, Civic Trust etc.
- Unsere Aufgabe ist es, Utopien – oder weil das ein so belastetes Wort ist: Visionen – zu entwickeln und anzubieten: ökonomische, ökologische, politische, soziale, sexuelle, gesundheitliche ... Die Liste ist offen für weitere – aber auf jeden Fall Visionen.

Kontakt und Information
Dr. Mithu Melanie Sanyal
Journalistin und Autorin
mithu@sanyal.de
www.sanyal.de